

Otto Pantof.

Ein Versuch zur Deutung seiner Kunst.

Wenn es ein Kunstgelehrter vom Range Professor Wilhelm Worringers unternimmt, einen bis dahin in der Stille lebenden Künstler für die deutsche Kunstwelt zu entdecken, sein Werk der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, so bedeutet das ein besonderes Ereignis. Der durch seine Kunstwerke berühmte gewordene Piper-Verlag zu München läßt jenen eine Pantof-Mappe erscheinen, die vierundzwanzig vorzügliche Reproduktionen von Kohlezeichnungen des Düsseldorfser Künstlers enthält, zu denen Professor Worringer die Einführung schrieb. — Wir geben unserem Mitarbeiter gern Gelegenheit, Ausführliches über die Kunst Otto Pantofs zu sagen.

Die Schriftleitung.

Naturdämonie ist es, aus deren Schächten Otto Pantofs Kunst ans Licht steigt.

Die Distel ist die Lieblingspflanze dieses Menschen; ihre Blume schmiegt sich an die Erde, sie ist ein Mond mit silbernen Strahlen. Immer wiederkehrt die Distel auf Pantofs Bildern: als Pflanze, die aus Gestrüpp und Gräsern emporstrebt, und ihre Blüten sind Monde, die bleiche Strahlen haben.

Ueber seinen Landschaften und Wassern schweben die beiden Gestirne, Sonne und Mond, zwischen denen sich alles Leben vollzieht. Pantof malt sie in ihren Lichthöfen so hell, daß ihr Kern schwarz ist, und die Strahlen ergießen sich in Garben herab — in das wogende Korn, über die Gestalten in Bewegung, in das Meer.

Dieser Künstler wandert.

Dieser Mensch steht — und es geht durch ihn der Wind und der Strahl. Das verwandelt und knetet seinen physischen und metaphysischen Leib. Er erzittert unter dem kleinsten Lüftchen, wie ihn der Jöhn durchdringt, und wie er sein Blut rinnen hört.

Dieses Erlebnis ist in seiner Kunst gestaltet: das Einssein mit der Natur.

Da die Natur brutal ist, ist Pantofs Kunst brutal.

Da die Natur lieblich ist, ist Pantofs Kunst lieblich.

... und da die Natur unerlöst ist, ist Pantofs Kunst das Flehen der stummen Kreatur um Erlösung.

Die Natur gibt sich gewalttätig, zügellos, spritzend, maßlos. Die Dämonie der Natur: sie betet sich selbst an.

Eines frisst das andere. Das Vieh ist brünstig, das Blumenmeer strotzt von zuckenden Kelschen, und die Pflanzen begatten sich. Das ist das Chaos: es zeugt und muß gebären.

Da das Chaos nie sich fragt: Wozu die endlose Eier und der Zeugungsdrang ohne Ende, da doch alles wieder vergehen muß — so fragt es, unter dem zuckenden Strahl der Erkenntnis, der Künstler. Dieser Künstler, der bestimmt ist, den Geistern der Natur Sprache, uns verständliche Sprache zu geben, fragt für sie, die in immerwährender Zeugung Leidende.

So sind seine Bilder von der stummen Kreatur Gefänge.

Die Straßen eilen: Wo finden wir den Ruhepunkt?

Die leeren, ewig leeren Häuser klagen: Wann werden wir erlöst sein?

Die Steine singen: Wann singen wir den Lobgesang?

Alles geht dahin. Der Mond schwebt in der Nacht im Raum vorbei. Die Menschen gehen auf etwas zu, von dem sie nicht wissen, ob es ihr Ziel ist. Die großen Augen des Viehs schauen in die unsrigen, von denen sie nichts Gescheites

wissen. Die Tagelöhner starren in die Leere: Wohinein, in welches Meer mündet unser Strom? Daß wir schon versunken wären! Wir wären gern vergessen!

Da der Mensch in seiner Tiefe so viel Verwandtes mit der stummen Kreatur hat, in Sonderheit der vom Dämon Sorge geknechtete, so steht in Pankofs Landschaften und in seinen Straßen diese „Gestalt Mensch“, mehr Schatten als Wirklichkeit, zu recht.

Und auf manchen Bildern lebt, ganz malerisch, die Hoffnung, die milde Wärme, das reife Korn . . . der Neubau! Da hat der klagende Ruf eine Erwidrerung erfahren durch den göttlichen Geist; der Abend mit Windesstille und Keife ist gekommen. Durch die aufgerichteten Dachbalken auf dem wundersamen Holzschnitt „Neubau“ geht der Hauch des Friedens und unter dem Himmel zieht eine Wollenschäumerherde still und zahn.

Da wird das neugebaute Haus selbst zu einem Hymnus auf den endlich-unendlichen Geist, der mehr als alles, der die Wohnung des Höchsten ist. Das ist eine Juge an Ihn, Gott, mit dem Messer in das Holz eines Baumes gegraben.

In früher Jugend radierte Pankof und zeichnete oft Menschen dämmernden Gemütszustandes: arbeitende, essende Kreaturen und ihre Familien. Mehr und mehr wandte er sich, im Tiefsten nur der Wandlung bewußt, den Dingen zu, die für uns keine Zunge haben, die wir als „etwas ohne Seele“ sahen.

Er ging in die Natur und gestaltete ihre Dämonie; nun wird sie uns zum Gleichnis.

Obwohl Pankofs Kunst ästhetisch zu werten ist, will sie es aus ihrem Charakter heraus nicht.

Sie ist nicht ohne Tendenz. Würde sie sich sonst aus ihrem Rahmen bewegen, würde sonst ein Pankofisches Bild den Raum auflösen, in dem es hängt?

Religiöser Urgrund macht dieses Werk zu einer Lehre. Das predigt von den Wänden; man fühlt seine Wirkung, ob man will oder nicht; dies Werk wird zu Brot und läßt sich essen.

Wer zum ersten Male in eine Pankof-Ausstellung tritt, der fürchtet sich. Er wagt es vielleicht, diese schwarz-weißen Bilder großen Formats anzusehen.

Und dann empfindet er ein Mitgefühl für sich selbst, wie es ihn noch niemals angewandelt hat.

Endlich aber geht er mit einem Grauen vor diesen Räumen, die nicht ausmehbar sind, davon.

Der Starke allein kommt zurück — und bleibt — und wächst.

*

Ein Künstler, der auf solche Art die Leidform alles Daseins gestaltet hat, der müßte, wenn er zum Loblied käme, eines von großer Kraft und Wahrheit singen.

Denn er weiß immer, was zu überwinden ist.

In manchem Werk hat er begonnen, die Disharmonie aufzulösen, das Weh mit Hoffnung zu tränken; in einzelnen strahlt schon das milde, gute Licht. Da ist die Versöhnung Ueberall blieb sonst ein Nest von Furcht und Grauen.

Dieser Künstler und Mensch Pankof begann mit dem erlittenen Leben und er lebt, das heißt hier: er wandelt, er entwickelt sich — das hoffen wir — zum Leben in der Freude. Wem seiner unmittelbaren Vorgänger war das vergönnt?

Was er schaffen wird, das schafft die Macht des Geistes, dem er sich verbindet.

Er ist der Wanderer, der über die Erde geht, und horcht, und vernimmt, was an allerlei Stimmen da ist. H. Sch.

*